

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 49

Artikel: Aus dem alten Jennerspital

Autor: Bütikofer, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Polizeikommando den Auftrag zu einem Instruktionskurs erhalten und gleicherweise habe sich die Eidgenössische Oberzolldirektion entschlossen, ihre Grenzwächter im Tiu-Titsu unterrichten zu lassen.

Es wird entschieden ungemütlich für die Leute der Langfinger- und Verbrecherzunft in der Schweiz. Wenn Herrn Toblers Ideal zur Verwirklichung kommt, der jeden anscheinend harmlosen Spaziergänger mit der Selbstverteidigungskunst ausgerüstet wissen möchte, dann müßte es den armen Uebeltätern schlecht ergehen; es bliebe ihnen nur ein Ausweg übrig: die Auswanderung.

Aus dem alten Jennerspital.

Von Ernst Bütkofer, Zürich.

Es sind nun dreißig Jahre her, seitdem ich unfreiwillig meinen Wohnsitz für einige Monate nach der Gerechtigkeitsgasse verlegen mußte. Ich war frank. Ich war ein Kind. Der Arzt verordnete Spital. Und da kam für mich nur das Kinderhospital oder Jennerspital an der Gerechtigkeitsgasse in Frage.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Montag, wo mich meine Mutter hinbrachte. Denn damals durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben Droschke fahren und wurde auch zum ersten Mal photographiert! Wie oft hatte ich meine Schwestern beneidet, die schon als kleine Kinder im Lichtbild verewigt wurden, während dem zehnjährigen Fiesel diese Ehre immer versagt blieb! Vollenweider und Spital, das waren an jenem Tag zwei Gegensätze, die sich aufhoben, so daß mir weder bei Vollenweider freudig, noch im Spital traurig zu Mute war.

Wie wir hineintraten, kam gleich der Albert auf uns zu. Albert war ein Knabe im gleichen Alter wie ich, mit anormal hoher Stirne, die zudem auf der linken Seite noch eine besondere tropfartige Erhöhung trug. „Ich habe einen Wasserkopf!“ meinte er zu uns. Der liebe Bärti ist dann wenige Monate später gestorben. Mir ist er ein lieber Freund geworden, trotz seinem beschränkten Geist, trotz seinen epileptischen Anfällen. Als seine Mutter von weit draußen auf dem Lande einmal zu Besuch kam und nicht mit Albert reden konnte, weil er bewußtlos in seinem Bettchen lag, da hätte ich mit ihr weinen können! Überhaupt waren wir Kleinen damals alle dicke Freunde! Ich habe im späteren Leben keinen wiedergesehen. Es waren Spitalfreundschaften. Aber als solche kostlich und Licht im Krankensaal. Da war der Otto, da war der Konrad, der zweimal operiert wurde. Liebe Leidsgefährten!

Eine Operation war für uns immer interessant. Denn nach der Tat kam Schwester Margret immer mit einer ganzen Schüssel voll blutiger Instrumente zu uns und wir kamen uns wichtig vor, wenn wir ihr dann beim Putzen und Reinigen helfen durften! Das war doch einmal interessanter Arbeit, als das langweilige tagtägliche Bindenwideln! Heute könnte ich so etwas nicht mehr tun. Es würde mir grauen. Ich sage es offen. Über damals ... Das waren eben noch andere Zeiten. Das waren Zeiten, wo die Neugierde jedes andere Gefühl überwog, wo man interessiert zusah, wenn ein Verband gewechselt wurde und eine tiefe häßliche Wunde oder gar ein ganz von Flammen zerfressener Körper zum Vorschein kam, wo uns der Anblick des Wasserpumpens aus der Brust mehr zusagte, als Wagner und Verdi in der dritten Potenz!

Die wichtigste Stunde des Tages war immer die, wo Doktor Stöck (jetzt Professor) seinen Rundgang machte. Drei Glöden signale zeigten seine Ankunft dem ganzen Hause an. Immer hatte er für alle liebe Worte. Von Bett zu Bett ging er, Arzt und Mensch. Aber einmal lächelte ich ihn doch unter Tränen an: an jenem Tage, wo er scherzend sagte, am Montag würde ich nun auch operiert, der Schnitt werde ungefähr da hindurch gehen! Und mit diesen

Worten fuhr er mir mit der Hand hinter der rechten Ohrmuschel entlang.

Dann lag ich wirklich am Montag auf dem Operationsstisch und hatte auf einmal das verdammte Chloroform in der Nase. Da wollte ich die ganze Geschichte mit der rechten Hand entfernen und bemerkte erst jetzt, daß mir diese von Schwester Grittli gehalten wurde. Also die Linke! Aber diese hielt nun auf einmal Schwester Margret fest und sah mich so ungemein lieb an! Aber schließlich hat man noch Beine und Füße! Also los damit! Und da mußte ich feststellen, daß beide Beine mit Windeln am Tisch festgebunden waren! Da ergab ich mich hilflos in mein Schicksal. Schwester Margrets liebes Gesicht war das Letzte, das ich sah. Dann fand ich mich wieder in meinem Bett, das ganze Gesicht verbunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Als ich viele Jahre später drüben in Afrika die ersten verschleierten Araberinnen erblickte, fand ich sofort eine frappante Ahnlichkeit heraus zwischen den Schönheiten Mohammeds und meiner Wenigkeit nach der Operation. Vielleicht, daß mir gerade deshalb in der Folge die jungen Araberinnen so sympathisch geworden sind!

Langsam entpuppte sich der Fiesel, bei jedem Verbandwechsel wurden die Bandagen dünner und im Spiegel sah ich immer mehr wieder ureigenes Ich und immer weniger weiße Beigaben. Es kam der Tag, wo ich wieder aufstehen konnte. Wo ich wieder am Fenster sitzen durfte.

Das neue Jennerspital ist gewiß moderner, hygienischer, monumental. Es stellt sich zum ehemaligen Notbau an der Gerechtigkeitsgasse wie die schmucke Villa zur Strohhütte. Aber etwas bot uns doch das alte Spital, etwas, um das uns die jetzigen Patienten im Neubau wohl beneiden können. Das war der Blick in die Welt. Denn für uns Kinder waren Bäume, Sträucher, Gärten und Berge keine Welt. Wir lebten nach pulsierendem Leben. Das vermittelten uns die Fenster gegen die Gerechtigkeitsgasse hin. Sie bedeuteten für uns das große Erfassen der Welt. Dort saßen wir stundenlang und ließen das Straßenleben an uns vorbeigehen. Immer bot es uns neue Abwechslungen, wie ein Kaleidoskop. Die Gerechtigkeitsgasse ist mir damals recht lieb geworden. Oft ging einer meiner Mitschüler vorüber, erkannte mich, und rief ein fröhliches „Salü Bütteli!“ hinauf. Das war dann ganz besondere Freude!

Auch der Bärti mit dem großen Wasserkopf war ein eifriger Beobachter des Straßenlebens. Und dazu noch ein Philosoph. Einst meinte er:

„Ernst, es geht all Tag e Drotchghe uche u e Drotchghe acha u d'Lüt hocke dinne u mache nüt!“

„He, Bärti, was solle si de mache?“

„Chöi si de nü ließme?“

Schade, daß Bärti gestorben ist! Mit solchen Ideen hätte er gewiß im heutigen Zeitalter auch mitarbeiten können an den großen Fragen der rationellen Zeitausnutzung!

Bluturteile und Intrigen.

Von den eigentlich wichtigen Verhandlungen in Lausanne erfährt die Öffentlichkeit nichts. Es handelt sich scheinbar um die Programme, welche Türken und Russen einerseits, die Alliierten anderseits aufstellen, um die Bedingungen, unter welchen die gegnerischen Lager Friedensschließenden wollen. In Wahrheit aber marktet man um die materiellen Vorteile, welche die europäischen Mächte bei dem Friedensgeschäft herausfischen wollen, und diese Vorteile kreuzen sich in verschiedener Hinsicht. Die Franzosen erwägen Folgendes: Je stärker die Türkei politisch und wirtschaftlich bleibt, desto sicherer sind die dort angelegten französischen Milliarden. Man hat so viel Werte in Rußland verloren, man hat so wenig Aussicht, aus Deutschland jemals etwas Wirkliches herauszuholen, also muß man